

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 18

Artikel: Evelines Innenleben
Autor: Böhm, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Evelines Innenleben

Von Johanna Böhm.

Als Eveline noch zur Schule ging, war ihr junges Dasein von viel Streit und bösen Worten erfüllt; denn ihre Eltern vertrugen sich nicht. Sie war das einzige Kind, von Vater und Mutter eifersüchtig und egoistisch hin und her gezerrt, und ihr kleiner Kindersinn drohte verschüchtert und ohne Gegenwehr im täglichen Elternzwist unterzugehen.

Doch hatte ihr das Schicksal in Gestalt eines freundlichen Onkels, der dann und wann zu Besuch kam, einen gütigen Helfer gesandt, und oft nahm sie der Onkel auf Spaziergänge mit, um sie auf diese Weise in eine ruhigere und friedlichere Atmosphäre zu bringen. Er versuchte dem Mädchen irgend einen gütigen Trost zu spenden, ihrem anhebenden Verständnis das Selbstbewußtsein aufzuzeigen, und mit den eindringlichsten Worten, die ihm zur Verfügung standen, entwarf er Eveline, daß die Freude nicht außerhalb von ihr zu finden sei, sondern daß der Mensch innen eine kleine heitere Stube mittrage, die ihm stets erlaube, sich über irgend etwas freuen zu können.

„Wie es heute herrlich schönes Wetter ist,“ sagte er etwa, „begreifst du, Eveline, alle, alle Menschen haben heute sonniges Wetter, an dem sie Vergnügen haben könnten, und wenn sie es nicht tun, ist die kleine Herzstube schuld, weil sie nicht blanke Fenster hat.“

Der Onkel sprach oft mit Eveline von diesem innern Raum, der dem Menschen und auch den jungen Mädchen vom lieben Gott geschenkt worden sei, und trotz Streit und bösen Worten dürfe sie sich immer zu sich selbst zurückziehen, um ihr eigenes Glück zu haben.

„Warum ist Vater so böse, daß die Mutter immer weinen muß?“ fragte Eveline und verstand alles in allem nichts.

„Vielleicht, wenn die Mutter nicht weinte,“ antwortete Onkel Richard, „und wenn sie ihr Stübchen besser in Ordnung hielte und es fertig brächte, etwas fröhlicher zu sein, vielleicht fände dein Vater dann auch gütigere Worte für euch.“

Noch verstand das Mädchen wenig von des Onkels Erklärungen, nur der Begriff „intwendige Stube“, war in sein Verständnis hineingefallen und blieb da haften, gleich einem freundlich gemalten Bild, das wie eine trostreiche Verheißung jeden Morgen wieder neu entdeckt werden konnte.

Die Streitigkeiten der Eltern waren auf diese Weise weniger quälend; denn man konnte sich sehr gut in diese heimliche Traumstube flüchten und seine eigenen aufregenden Erlebnisse dort erfahren. Nach und nach bildete sich in Eveline eine folgerichtige Gedankenreihe über dieses abseitige Privatzimmer, und wenn der Vater sie tadelte oder ihr gleich darauf Versprechungen, die gegen die Mutter gerichtet waren, abnahm, hielt sie sich an ihr kleines Stübchen der heimlichen Freude und dachte etwa in ihrem noch kindlichen Sinn, daß es heute bei ihr wieder einmal recht ungeheizt sei, und daß die Zentralheizung ihrer Elternliebe wirklich sehr oft zu wünschen übrig lasse. Sie versuchte, ganz im Gegensatz zu früher, diese merkwürdige Zentralheizung in Funktion zu bringen, gab dem Vater mitten im Schelten einen Kuß, so daß er sie ebenfalls umschlang und herzte und sie lächelnd sein einziges Glück pries.

Bei den Besuchen des Onkels unternahm sie es, ihn wieder auf jenes Gespräch zu lenken, und der Onkel, willig, erklärte ihr die seltsamsten Anschauungen, die er selber im Verkehr mit seinen Mitmenschen gesammelt haben mochte, und bald hatte das Mädchen heraus, daß dieses Thema sozusagen das Steckenpferd des Onkels bedeutete. Er versuchte seiner aufgeweckten Nichte begreiflich zu machen, daß jedes Gespräch, das zwei Menschen miteinander führen, sich innen im Raume des Gemütes abzeichnet, je nachdem es freundliche oder böse Worte seien.

Kurz bevor Eveline aus der Schule trat, trennten sich ihre Eltern, und bald darauf vernahm sie, daß ihr das Schicksal einen weiteren Schlag versetzt hatte, denn ihr Onkel war gestorben. Sie

kam zu fremden Menschen, und so stand sie von einem Tag auf den andern allein und preisgegeben in der Welt. Von ihrer Kindheit besaß sie weiter kein bleibendes Erbe als diesen einen Begriff des innern Menschen, und sie trug ihn, besorgt um seine Pflege und Erhaltung, vorsichtig mit sich weiter, gleich einem geheimen Schatz, den es zu hüten gab; denn die andern Menschen schienen davon wenig zu wissen, weil sie oft traurig und mutlos waren.

Ihr freundliches Wesen hatte ihr zu einer Lehrstelle in einem Geschäft verholfen, und hier gab es genug Arbeit, Menschen und Ansichten die Menge, und mehr und mehr lernte Eveline die Wirkungen der Worte und die Bedeutung der Gefühle auseinander zu halten, merkte sich die Art und Weise, wie sich Angestellte gegeneinander und auf Befehle verhielten, ohne daß das Lehrmädchen gewußt hätte, daß es sich auf ein Gebiet begab, das weit über seinen Horizont hinausging, und wofür ihresgleichen kein tieferes Nachdenken zeigt. Auch wäre das Mädchen erstaunt gewesen, hätte ihm einer gesagt, daß seine täglichen Beobachtungen, die es, phantasiebegabt, mit seinen speziellen Kindernamen taufte, alle ihre wissenschaftlichen Ausdrücke besaßen.

Im Grunde wäre Eveline erschrocken, falls jemand von ihrem geheimen Wissensschatze gewußt hätte; denn ihr stiller nachhaltiger Traum vom Stübchen der eigenen Ruhe hatte sich längst zu einem prachtvollen Hause mit Garten, Wald und Landschaft ausgewachsen, und es war eine herrliche, berauschte Angelegenheit, sich in diesen heimlichen Wäldern der Gedankenwelt zu ergehen, wo andere nichts ihr eigen nannten und ihre Vergnügungen bloß in der Außenwelt und nicht in der eigenen Innenwelt fanden.

Sie wußten nur die Feste, Mode, Sport, Kino, und ihr Neid gegen oben garte in ihnen wie unverdaute Speise und verdarb den Appetit des Lebens.

In ihrem neunzehnten Jahre, als Eveline wieder einmal aus dem Geschäft trat, sah sie, daß ein Angestellter vom Büro ihrer Firma auf sie zukam, sie für den Abend einlud mit freundlichen und verlegenen Augen. Das Mädchen spürte gleich, wie in ihren Innenräumen ein Sichfreuen und ein unendliches Glück anhub, und zu strah-

len begann und dem Manne, der da an ihre Seelentüre pochte, öffnete sie gern und liebevoll. Niemals noch hatte sie zu einem Menschen ein solches Zutrauen besessen, so daß sie etwas aus ihrem heimlichen Versponnensein herausfand in diese äußere Welt des Geschehens.

In den folgenden Jahren löste sich Eveline vom Schmerze ihrer Kindheit, der über dem verschütteten Glauben an die Menschen jenes Traum- und Gedankenhaus erschaffen hatte, und Hülle um Hülle ihrer Abwehr fielen, um im Glück mit einem Manne den Anschluß an die Gemeinschaft mit den Menschen zu finden.

Jedoch nach einigen Jahren des Glücks in kurzer Ehe, in der sie ihrem Manne drei Kinder geschenkt hatte, sah sich die fast mittellose Witwe zurückversetzt in den Kampf ums Dasein.

Eines Tages stieg aus ihrer Erinnerung jene beinahe vergessene Vorstellung des Onkels wieder empor; denn jetzt gab es genug böse Worte zu vergessen, genug Ungerechtigkeit zu schlucken, und es bedeutete für die Frau ein wahres Glück, daß sie schon früh in die Lehre der Seelenkunde gegangen war, und daß sie jeden Morgen wieder froh und mutig die Fenster gegen die Außenwelt putzte und im Stübchen Ordnung schaffte, gebe es da draußten nun Schnee, Hagel oder Sonne.

Ihren Kindern, die beständig in geschwisterlichem Kampfe lagen, wie einst ihre Eltern, war sie vorbildliche Mutter, die gleich ihrem Onkel, sie auf sich selbst zu besinnen lehrte. Aber wie wenig fruchtete es hier! Nur ihr Söhnchen ließ sich willig die ihm noch völlig unverständlichen Dinge erzählen und mahnte die Mutter mit seinen krausen Fragen dann und wann daran, daß es für die Erklärungen doch noch zu früh sei.

Die Jahre vergingen. Die Kinder wuchsen heran, und in der Welt draußen herrschten blutige Kriege. Noch hatten die Menschen ausschließlich die Außenwelt anerkannt, die Technik, den Handel, die Waffen und den Krieg. Nirgends wurde in den Schulen das inwendige Haus des Gemütes, das Her und Hin des Bösen und Guten, das aufeinander Abgestimmtwerden genügend erklärt, damit die Kinder über ihr eigenes Seelenhäuschen genau Bescheid wußten. Andere Fächer gingen vor, und selten wußte ein Kind beim Schulaustritt mit der Deutlichkeit, die fürs tägliche Leben

und den Umgang mit den Menschen notwendig ist, daß jedes gesprochene Wort auf den Instrumenten des Charakters einen Ton angibt; denn das Zeitalter war streng, männlich und kriegerisch, und „Helden“ verstanden Waffen zu führen und nicht den Gang durch das eigene Ich und das andere Du.

Als Eveline älter wurde und über alle ihre ungezählten Schicksalsschläge sich hinweggefunden hatte und noch immer jeden Morgen ihren fröhlichen Sinn vorfand, geschah es, daß sie einmal mit ihrem Sohn, der nun ein verständiger Mann geworden war, auf ihr inneres Haus zu sprechen kam, auf ihre Jugendzeit und wie sich damals der Gang zur Nachdenklichkeit und der steten Prüfung der menschlichen Beziehungen ausgebildet hätte, und die Erinnerung schloß mit der Frage, ob denn auch heute die Menschen nicht verstanden, daß es

genug der Erfindungen gebe und es nun endlich das Allernotwendigste sei, daß sich Mensch zu Mensch zu kontrollieren begänne, um alle Streitigkeiten zu vermeiden.

Der Sohn Evelines betrachtete die Mutter lange gerührt, und dann sagte er mit einem leisen, weisen Lächeln:

„Mutter, begreifst du denn nicht . . . es ist noch zu früh. Vielleicht, daß man in einem Jahrhundert so weit sein wird und es keine Streitigkeiten mehr gibt.“

Eveline nickte. Vor sich hatte sie ein Buch, darin sie seit langem las. Manches verstand sie blickartig, anderes blieb ihr unverständlich; denn es standen Worte da für jene innern Begriffe, die sie so gut kannte, und sie erzählten alle von der Kultur des menschlichen Charakters.

Vom Danken

Es gilt entschieden nicht mehr als modern, zu danken, obwohl rechte Eltern den Kindern immer noch beibringen, daß sie für alles, was sie erhalten, schön „Danke“ sagen müssen. Recht schwer ist es zuweilen, zu erraten, ob eine Bekannte unsern Brief erhalten hat, weil sie den Empfang in dem Antwortschreiben nicht erwähnt. Warum soll sie danken? So etwas tut man heute nicht mehr, man steht über einem alten Jopf. Ebenso ist es nicht möglich, zu erfahren, ob der kleine Frühlingsgruß, den man übergeben ließ, sein Ziel erreicht hat. Auch dafür dankt man nicht mehr. Danken ist nicht modern. Ein paar Blümchen sind ja nicht der Rede wert. Oder ist die Gesinnung des Dankens so selbstverständlich, daß man des äußern Ausdrucks nicht mehr zu bedürfen glaubt?

Wir wollen vorerst nicht auf die möglichen Hintergründe dieses weit verbreiteten Verhaltens eintreten, sondern schlicht unserm Staunen, unserm Glauben, daß etwas daran nicht in Ordnung sei, Ausdruck geben. Wir haben das Gefühl, das Danken sei nie unmodern, sondern stets etwas ewig Neues, Schönes, das man nicht verlieren

oder preisgeben dürfe. Ob uns unser Gefühl täuscht? Wir glauben nicht.

Wem das Danken für jeden kleinsten Beweis freundlicher Hinneigung, Hilfsbereitschaft Bedürfnis ist, ist sich über zwei Dinge klar bewußt: Erstens, daß alles Gute, das ihm widerfährt, auch nicht da sein könnte. Wenn es da ist, handelt es sich um eine nicht selbstverständliche Gabe, die des Dankes wert ist. Man weiß, was sie einem bedeutet. Es fällt uns heutigen Menschen nicht schwer, uns in Zustände bitterster Not hineinzuversetzen und die Möglichkeit, daß sie auch uns treffen könnte, mit in unser Leben hineinzunehmen. Wie ist ein Mensch, dem alles genommen wurde, arm daran. Ein Mundvoll Kartoffeln, ein warmes Tuch, aber nicht weniger ein gutes, teilnehmendes Wort sind ihm Gaben von unbezahlbarer Größe. Er dankt, dankt wieder, wollte am liebsten tausendmal danken und würde damit doch sein übervolles Gefühl immer noch nicht ganz zum Ausdruck gebracht haben. Vielleicht geht uns nie so wie in der Not der Sinn des Dankens auf. Und wir ahnen, daß Menschen, die nicht danken können, wahrscheinlich zu satt sind, um sich an